



Während der Belagerung von Paris.

Unwillkürlich muß man heute lächeln, wenn man sich der kühnen Erwartungen auf einen nahe bevorstehenden Einzug in Paris erinnert, mit welchem am 19. September von unsern Truppen der eiserne Ring um das stolze Paris geschlossen wurde. Waren doch selbst Männer wie Moltke und Roon der Meinung, die Pariser würden kapitulieren, „wenn sie keine frische Milch mehr hätten“ und rechneten in etwa 14 Tagen auf den allein durch Hunger erzwungenen Fall der Hauptstadt. Wir hatten zwar über die französische Armee leidlich gute Nachrichten, aber gar keine über die großen, zunächst unererschöpflichen Quellen von Nahrungsmitteln, über welche auch das umschlossene Paris noch immer zu gebieten hatte. War es da zu verwundern, wenn ein in militärischen Fragen so unkundiger Berichterstatter wie der Verfasser dieser Erinnerungen am 18. September an seine Frau schreiben konnte: „Wir sind darauf gefaßt, mehrere Tage vor Paris zu liegen. Am 25. soll das Belagerungsgeschütz heran sein; dann wird man sich einiger Forts zu bemächtigen suchen, um von diesen aus die Stadt gründlich zu beschießen. Es soll jeder mit größeren Opfern verbundene Kampf vermieden werden.“ Der Kriegsminister hatte mich zwar bei meiner Anwesenheit in Reims darauf vorbereitet, daß es noch sehr lange dauern könnte, bis wir Belagerungsgeschütze heran hätten, aber als ich ihn nach dem Fall von Toul und Straßburg wieder zu sprechen Gelegenheit fand, es war in den letzten Septembertagen, da trug er kein Bedenken, die Hoffnung auszusprechen, daß wir in 8—14 Tagen schwere Artillerie genug hier haben würden, um die Basinstrumente in dem auszuführenden Konzerte nicht länger mehr schmerzlich zu vermissen. Ob es die Herren Pariser, so schrieb Roon in jenen Tagen an seine Gattin, werden auf ein Bombardement

ankommen lassen, weiß ich nicht, möchte es aber fast wünschen, damit ihrer Satanzresidenz eine empfindliche Züchtigung zu Teil wird. Bei dieser Anschauung in maßgebenden Kreisen war es wohl erklärlich, daß man in der ersten Zeit der Belagerung von Paris die Dauer derselben höchstens nach Wochen, aber nicht nach Monaten berechnen zu dürfen meinte. An ernstliche Kämpfe dachte niemand. Höchstens wird man warten müssen, bis Bazaine zur Übergabe gezwungen ist, und das kann ja nicht lange dauern, so rechneten wir in der Erinnerung an Sedan und gaben uns daher zunächst einer sorglosen Stimmung hin. Die äußeren Verhältnisse waren auch dazu angethan, einer solchen Stimmung Vorschub zu leisten. Obwohl der Abschnitt der Umgebung von Paris, der dem Gardekorps zugewiesen war, zu dem minder bevorzugten Teile derselben gehörte, so übertraf doch die lachende Natur, die uns allenthalben umgab, alle unsere Erwartungen. Das Haus des Maire von Gonesse, welches unser Divisions-Kommandeur General von Pape mit dem größten Teil der Offiziere seines Stabes bezog, eine im Renaissancestil erbaute Villa, deren innere Einrichtung zum größten Teil noch wohl erhalten vorhanden war, enthielt auch noch ausreichende Räume für unsere gemeinsamen Mahlzeiten und unsern geselligen Verkehr. Der sorgfältig gepflegte, parkartige Garten, von dem sie umgeben war, stand allen Mitgliedern unseres Stabes für die Erholung im Freien zur Verfügung. Das mir persönlich überwiesene Quartier in dem zu einer großen Zuckersabrik gehörigen Gebäude befand sich zwar bei unserer Ankunft in einem arg verwüsteten Zustande. Die Mobilgarden hatten unmitttelbar vor derselben hier aufs ärgste gehäuft, die Fabrik und die Wirtschaftsgebäude in Brand gesteckt und die Bewohner gezwungen, unter Mitnahme aller ihrer fahrenden Habe den Ort zu verlassen. Infolgedessen waren die Wohnräume bis auf wenige Möbel und einige Bettstellen mit Matratzen, die sie zurückgelassen hatten, fast völlig ausgeräumt. Aber so viel war doch immer noch vorhanden, daß jeder von uns sich sein Zimmer mit leidlicher Behaglichkeit ausstatten konnte. Für die nötige Verpflegung an Fleisch und Brot wurde durch die Umsicht der Intendantur schon in den ersten Tagen nach unserer Ankunft vor Paris durch regelmäßige Lieferungen ausreichend gesorgt, so daß wir auf die Frage: „Habt ihr je Mangel gehabt?“ mit den Jüngern des Herrn getrost antworten durften: „Herr, nie keinen.“ Wie an Speise, so fehlte es uns auch nie an Trank. Waren auch die Keller unserer Wohnungen von allen Weinvorräten meist entleert, so wurden doch bald von findigen Kundschaftern die Stellen entdeckt, wo sie

unter der Erde vergraben, oder in vermauerten Kellerabteilungen versteckt oder sonst wo verborgen gehalten wurden.

Schon am Tage nach unserer Ankunft gelang es mir in Gemeinschaft mit unserem Intendanturrat durch ein scharfes Verhör, in welches ein auf unserem Fabrikhofe zurückgelassener Wächter genommen wurde, die Stätte zu ermitteln, an welcher die Besitzer der Fabrik die Schätze ihres Weinkellers geborgen hatten. Daß solche dagewesen sein mußten, verrieten uns außer den stattlichen Weinregalen, die in langen Reihen im Keller aufgestellt waren, fein ausgestattete Tischkarten, die wir in einem Schranke unseres Quartiers vorfanden und die von einer vor kaum acht Tagen gefeierten Hochzeit herrührten. Auf ihnen standen die feinsten Weinsorten verzeichnet, und es lag die Vermutung nahe, daß der Wein hier nicht ausgegangen war. Wo war der nicht verbrauchte Vorrat geblieben? Der Wächter heuchelte anfangs Unwissenheit. Aber nach längerem, von ausdrucksvollen Handbewegungen begleitetem Zureden gestand er, den Ort zu kennen, und gab zu verstehen, daß der Inhalt des Weinkellers in eine Mühle geschafft worden war, die etwa eine halbe Stunde vor dem Orte lag. Hierhin wurde andern Tags unter Führung des Wächters eine Wanderung unternommen. Das zur Mühle gehörige Gehöft war von Truppen unbelegt. Der Wächter öffnete das Thor und wies auf eine bis zur halben Höhe mit Dünger verdeckte Thür. Unser Intendant öffnete sie, und in dem kellerartigen Raume fanden sich wirklich mehrere Fässer Wein, aber von einer Sorte, wie sie gewiß nicht auf der Hochzeitstafel gestanden hatte, saurer Landwein, wie ihn selbst unsere Soldaten verschmähten. Dem Wächter wurde begreiflich gemacht, daß das unmöglich der richtige Wein sein könne. Wieder Achselzucken, wieder nachdrucksvolles Zureden, bis er endlich auf die sogenannte Mühlkammer verwies, in welcher das jetzt stillstehende Mühlrad sonst von einem lustig plätschernden Bache in Bewegung gesetzt worden war; hinter diesem Mühlrad wurde ein Weinlager von etwa fünfhundert Flaschen der feinsten Bordeaux- und Burgunderweine entdeckt, dazu ein großer Vorrat von altem Cognac. Ordnungsmäßig nahm unser Intendant ein genaues Verzeichniß des entdeckten Fundes auf, das dem General überreicht wurde. Auf dessen Befehl wurde das Weinlager in den Keller des Divisionsstabs-Quartiers übergeführt, um theils den Lazaretten zur Verfügung gestellt, theils für unsern Tischgebrauch verwendet zu werden. War doch seit dem Einmarsch in Frankreich jedem Offizier täglich eine Flasche Wein zugesichert worden, auf die wir einen rechtlichen Anspruch erheben durften. Auch in dem Parke

unseres Stabsquartiers wurde unter einem künstlich angelegten Hügel ein ähnlicher Fund gemacht. „Hier unten muß ein Keller sein“, so mutete einer unserer kundigen Offiziere. Der Keller fand sich, aber er war völlig leer. Nun wurde an die Mauer geklopft, es klang hohl, die Größenverhältnisse zwischen dem Umfang des Hügel und dem kubischen Raume des Kellers wurden gemessen und dadurch festgestellt, daß der Keller viel größer sein müsse. Pioniere wurden herbeigerufen, um die Mauer durchzuschlagen, und hinter ihr entdeckte man wieder ein reiches Weinlager und dazu ein vollständiges Tafelservice, das nun für unsere Mahlzeiten in Gebrauch genommen wurde. Kein Stück davon ist entwendet oder noch weniger nach Hause mitgenommen worden. Bei unserm Abzug von Gonesse ist alles denen, die an unsere Stelle traten, zurückgelassen worden.

Es mag hier der Ort sein, einmal des Vorwurfs zu gedenken, der wider die deutschen Truppen erhoben worden ist, daß sie während der Belagerungszeit in den Ortschaften um Paris her entsetzlich gehaust hätten. Die Lügen, welche von der französischen Presse aufgetischt worden sind und noch immer aufgetischt werden, daß ganze Eisenbahnzüge mit den kostbarsten Hausgeräten, Uhren und Kunstwerken aus den Schlössern und Landhäusern der Umgegend von Paris nach Deutschland gegangen wären, bedürfen nicht erst eines Wortes der Widerlegung. Unsere Eisenbahnzüge hatten anderes zu thun, als geraubte Sachen zu befördern. Und die Franzosen, die in den Tagen Napoleons unsere Museen und Zeughäuser geplündert, aus Berlin und Potsdam Kunstwerke aller Art geschleppt haben, hätten am wenigsten ein Recht gehabt, sich darüber zu beschweren. Überdies waren die schlimmsten Verwüstungen und Plünderungen schon vor unserer Ankunft vor Paris von den Mobilgarden verübt worden. Ich bin in Gonesse eingeritten, ehe ein deutscher Soldat den Ort betreten hatte, und doch fand ich die Läden ausgeplündert, die leerstehenden Häuser verwüstet, und, wie schon oben bemerkt, eine ganze Anzahl von Häusern in Flammen stehend. Die Mobilots hatten sie den Bewohnern, welche nicht flüchten wollten, über dem Kopf angesteckt. Viel schlimmer noch als in den Ortschaften, die während der Belagerung von deutschen Truppen belegt gewesen sind, sah es nach der Übergabe der Forts von Paris in denen aus, welche während des Winters von französischen Truppen besetzt gewesen sind.

Auch in der Heimat sind hin und wieder Anklagen darüber laut geworden, daß unsere Truppen sich vielfach an fremdem Eigentum vergreifen hätten, und daß in dieser Beziehung die sittlichen Grundsätze vielfach ins

Schwanken geraten seien. Es mag ja sein, daß mancher der Versuchung nicht hat widerstehen können, aus den von ihren Bewohnern verlassenen Häusern dies und jenes mitzunehmen. Ich habe es selbst noch lange vor unserer Ankunft vor Paris erlebt, als wir am Tage vor der Schlacht bei Sedan stundenlang in Carignan halten mußten, daß mir Soldaten begegneten, die aus einem verlassenen Verkaufsladen allerhand Dinge mitgenommen hatten, und zwar nicht bloß Gegenstände, die sie brauchen konnten, sondern auch solche, die völlig wertlos für sie waren. So lief mir einer in den Weg, der wohl ein halbes Duzend Regenschirme im Arme hatte, die er doch unmöglich in seinem Tornister mitnehmen konnte. Sie sahen solche Dinge als herrenloses Gut an, mit dem sie wie die Kinder einen Augenblick spielten, um es dann fortzuwerfen. Wäre der Besitzer des Ladens zur Stelle gewesen, so würde ihm kein Faden entwendet worden sein. Es mag auch sein, daß die scherzhafte Rede von den „Roschibarkeitskästle“ der Bayern nicht ganz grundlos war. Aber meistens wird es sich auch da um sehr harmlose Dinge gehandelt haben. Wirklich wertvolle Sachen hatten die geflohenen Franzosen überhaupt nicht in ihren Häusern zurückgelassen. Wir sind eine Reihe von Fällen bekannt, in denen Offiziere selbst an sich wertlose Gegenstände, die sie zum Andenken zu behalten gedachten, vor ihrer Rückkehr in die Heimat wieder an die Stelle zurückgebracht haben, wo sie dieselben vorgefunden hatten. In dem Vorpostenort Stains befand sich eine schloßartige Villa mit einer reichen Bildergalerie, in die täglich feindliche Granaten einfielen. Soweit von diesen Bildern noch welche gerettet werden konnten, wurden sie hinausgeschafft und vor dem Abmarsch der betreffenden Truppe dem Curé von St. Brice übergeben, mit der Bitte, sie dem Eigentümer zukommen zu lassen. Ja eins dieser vor dem sicheren Untergange geretteten Bilder wurde nach Beendigung des Feldzuges von einem Stabsarzt, der es in Verwahrung genommen hatte, dem Eigentümer, dessen Name inzwischen ermittelt worden war, durch die Post zugestellt. Der Dank für diese Fürsorge war ein unverschämter Brief, in welchem der Empfänger andeutete, daß der Zusender wohl in der Lage sein werde, auch über den Verbleib der übrigen aus dem Schlosse entfernten Bilder Auskunft zu geben.

Bekanntlich ist namentlich der Pendülen-Diebstahl von seiten unserer Truppen bei den Franzosen zu einer noch heute nicht ausgerotteten fixen Idee geworden. Ich wage zu behaupten, daß auch nicht eine nach Deutschland mitgenommen worden ist. Wohl aber ist bei dem häufigen Quartierwechsel der Truppen um Paris mit anderen Möbeln und zum Schmuck

der Zimmer dienenden Gegenständen vielleicht auch manche Pendüle aus einem Hause ins andere übertragen worden. Gerade durch solche Umzüge mag sehr vieles abhanden gekommen sein; aber nicht dadurch, daß es nach Deutschland verschleppt worden ist, sondern daß es in Häuser geraten ist, deren Besitzer bei ihrer Rückkehr in ihr Eigentum oft genug nicht gewußt haben mögen, wo die Gegenstände an Möbeln, Hausgeräten u. s. w., die sie vorfanden, ursprünglich herrührten.

Wenn unsere Offiziere und Mannschaften in Häuser einquartiert wurden, aus denen sämtliche Hausgeräte einschließlich der Betten entfernt waren, und in denen ihnen nur kahle Wände entgegenstarrten, und sie die Aussicht hatten, vielleicht Wochen und Monate lang dort zu liegen, dann war es ihnen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie sich aus anderen Häusern herbeischleppten, was ihnen selbst fehlte. Wenn der Soldat Tage lang in beständiger Lebensgefahr schwebt, wenn er Tage und Nächte lang in seiner Vorpostenstellung aushalten muß bei Wind und Wetter, bei Regen und Schmutz, bei Schnee und Frost, wenn er Tage lang nichts Warmes zu essen hat und keine Gelegenheit, die erstarrten Glieder am Feuer zu wärmen, dann ist's ihm wahrlich nicht als ein Vergehen anzurechnen, wenn er, in sein unwirtliches Quartier zurückgekehrt, es sich während der ihm vergönnten kurzen Ruhezeit so behaglich als möglich zu machen sucht und die Mittel dazu hernimmt, wo er sie findet. Als nun gar der Winter kam, wo es bald an Stroh fehlte zu Lagerstätten und keine Öfen gab, sondern überall nur Kamine, die wohl hübsch aussehen, aber das Zimmer nicht warm halten, am allerwenigsten, wenn die Fenster zerschlagen sind, wo es schließlich an Holz und Kohlen zum Heizen und Kochen mangelte, da war es nicht zu verwundern, daß die Soldaten, um ihr Leben zu schützen, zur Selbsthilfe griffen und alles zusammentrug, was ihnen ihr Quartier einigermaßen wohnlich und ihre Lagerstätte einigermaßen warm machte. Sie zerhackten zunächst, was sie in den Häusern umherliegend fanden, alte Tonnen, alte Thüren, sie holten Zaunpfähle und Bäume, Weinpfähle und Obstspaliere, Bäume und Sträucher, Dachsparren und Balken herbei, um damit zu heizen, und auch die Fensterläden, die sie nicht brauchten, die zerbrochenen Stühle und Tische, Schränke und sonstige unbrauchbar gewordene Hausgeräte kamen an die Reihe. Das alles wanderte ins Feuer; damit sahen sie sich genötigt, zu heizen und zu kochen. Schließlich ist die Erhaltung von Menschenleben doch wichtiger, als die Erhaltung von Hausgeräten, Bäumen und Gebäuden. Krieg ist eben Krieg, und wer ihn so leicht-

sinnig anfängt, wie Frankreich es gethan hat, der hat kein Recht, hinterher über den Schaden sich zu beschweren, den der Krieg den Einwohnern zugefügt hat. Dazu kommt noch, daß der Feind, indem er Brücken und Eisenbahnen auf unserem Operationswege zerstört und dadurch die Heranziehung von Lebensmitteln, wenigstens in der ersten Zeit der Belagerung, erschwert, ja unmöglich gemacht hatte, uns selbst zur Ausfaugung dieses schönen Landes genötigt hat. Ich halte es für eine falsche Sentimentalität, über den Schaden zu jammern, den unsere Soldaten so manchen Einwohnern zugefügt haben. Im Großen und Ganzen wird man es im Gegentheil bedauern müssen, daß Frankreich die Schrecken des Krieges noch lange nicht genug empfunden hat. Die Franzosen würden bei uns ganz anders gehaust haben. Ja hin und wieder wurde sogar eine etwas zu weit gehende Schonung geübt. Als das Hauptquartier des Königs sich in Ferrières befand, durfte nicht einmal einer von den Hunderten von Japansen, die in der Japagerie eingehegt waren, geschossen werden. Die nachfolgende Einquartierung mag wohl weniger rücksichtsvoll verfahren sein.

Doch damit habe ich bereits einer späteren Zeit vorgegriffen. Vorläufig brauchten wir uns um die Heizung unserer Quartiere noch keine Sorge zu machen und glaubten auch immer noch, daß, bevor der Winter käme, die Sache mit Paris erledigt sein würde. Es waren Herbsttage so schön und sonnig, wie ich mich kaum entsinnen kann, sie je wieder erlebt zu haben, die uns in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes vor Paris beschieden waren. Das schöne Wetter verlockte zu manchem Ausflug, sei es in dem engeren Bereich unsrer Divisions-Kantonnements, sei es zu weiteren in dem Bereiche der zur Rechten und zur Linken neben uns liegenden Korps. In ersterer Beziehung erinnere ich mich heute noch mit Freuden der Spaziergänge, die nach Arnouville und Garges unternommen wurden, wo unsere Garde-Jäger und Garde-Füsiliers auf Vorposten lagen. Von einer Anhöhe in der Nähe des schattigen Parkes von Arnouville hatte man das weitgestreckte Fort von Aubervilliers vor sich liegen und man konnte wohl mit einem guten Fernglas beobachten, wie sich an einem schönen Nachmittag die Pariserinnen auf den Wällen sammelten, um zuzusehen, wie aus den schweren Geschützen die großen Zuckerhüte auf unsere Vorposten hinausgeschendet wurden, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Gelegentlich machten die Damen sich auch den Spaß, ein Geschütz eigenhändig loszubrennen, bei all dem schweren Ernst des Krieges ein reizvoller Sport für die Pariserinnen, nun auch einmal Belagerung zu spielen. In jenen Tagen konnte man sich noch ganz ungefährdet bei den

Vorposten bewegen und sich auf irgend einen Hügel hinauszwagen, um sich des Ausblickes auf die im hellen Sonnenglanz vor uns ausgebreitete Hauptstadt zu erfreuen.

Nachdem ich gleich in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in der stattlichen Kirche von Gonesse für das erste Garderegiment z. F. und Tags darauf in einem Park bei Garges unter schattigen Bäumen für zwei Bataillone des Garde-Füsilieregiments und einen Teil des Garde-Jägerbataillons Gottesdienste gehalten hatte — bei dem letzteren wurde das Glockengeläute durch den Kanonendonner ersetzt, der von den gegenüberliegenden Forts zu uns herübertönte — folgte ich gern der Aufforderung meines Neffen, des Hauptmanns von Moon, zu einer gemeinsamen Fahrt nach Ferrières, wo sich seit dem 19. September das Königliche Hauptquartier befand. Es war eine herrliche Fahrt durch eine lachende Gegend, die einem einzigen großen Parke glich. Stadtähnliche Dörfer, Schlösser und Villen folgten im reichen Wechsel und in den anmutigsten Lagen auf unserem Wege. Aber die zahlreiche Bevölkerung war auch hier entflohen oder vielmehr von den Pariser Gewalthabern vor der Ankunft unserer Truppen mit Todesdrohungen vertrieben worden, so daß in manchen Orten nur verwilderte Katzen und verhungerte Hunde anzutreffen waren. Wir fuhren durch die Kantonnements der neben dem Gardekorps liegenden Sachsen und gelangten von diesen in die der württembergischen Bundesgenossen. Entzückend war der Blick in das Thal der Marne, die wir auf einer von unseren Pionieren erbauten Rothbrücke überschritten, während die von den Franzosen zerstörte schöne Hängebrücke unmittelbar daneben schlaff in den Strom hinabhing. Nach drei und einhalbstündiger Fahrt langten wir in dem berühmten Rothschildschen Schlosse an, das seit sechs Tagen den Mittelpunkt der Ereignisse bildete. Hier durfte ich zuerst Näheres über die Verhandlungen erfahren, welche kurz zuvor zwischen dem aus Paris heraus gekommenen Jules Favre, dem auswärtigen Minister der neugebackenen Republik, und dem Grafen Bismarck gepflogen worden waren, und über die zu uns nur dunkle Gerüchte gedrungen waren. Wenn uns auch die später bekannt gewordenen Bedingungen, die Graf Bismarck für den von Jules Favre geforderten Waffenstillstand gestellt hatte, im einzelnen nicht mitgeteilt werden konnten, so brachten wir doch soviel in Erfahrung, daß die Übergabe der Forts von Paris und aller zwischen Paris und dem Rhein von den Franzosen besetzten Festungen zur Vorbedingung des erbetenen Waffenstillstandes gemacht worden war, und daß Graf Bismarck den Unterhändler

auch darüber nicht im Unklaren gelassen hatte, daß Deutschland ohne die Abtretung des Elsaß sich zu keinem Friedensschluß verstehen werde. Auch das stolze Wort Favres: „ni un pouce de notre territoire; ni une pierre de nos forteresses“ wurde uns mitgeteilt. Nach Graf Bismarcks Mitteilungen über seine Zusammenkunft mit Jules Favre, so erzählte man uns, wäre dieser vollständig gebrochen gewesen, die Haare wären ihm in dieser einen Viertelstunde völlig weiß geworden, als ihm die schweren Bedingungen mitgeteilt wurden, die Deutschland zu stellen entschlossen sei. Für unsere Ehren war das Musik; erhielten wir doch darin von neuem die Gewißheit, daß König Wilhelm und sein Kanzler fest entschlossen waren, keinen Frieden zu schließen, der nicht den Hoffnungen und Erwartungen Deutschlands gerecht würde.

Auch in Ferrières bot sich mir Gelegenheit, für das königliche Hauptquartier Gottesdienst zu halten. Auf meine Meldung bei dem Ober-Hofmarschall Graf Perponcher wurde ich noch für denselben Tag zur königlichen Tafel befohlen mit dem Hinzufügen, daß Se. Majestät es gerne sehen würden, wenn ich andern Tags, der ein Sonntag war, Gottesdienst hielte und die dafür erforderlichen Vorbereitungen träte. Für den Fall, daß der König auch hier gegen die Benutzung der freundlichen katholischen Ortskirche Bedenken haben sollte, ermittelte ich einen geeigneten Platz im Freien, zu dessen Benutzung es aber nicht kam, da die in Reims vorliegenden Bedenken hier nicht obwalteten. Auf einem Spazierritt, den ich in Gemeinschaft mit den Herren des Kriegsministeriums unternahm, hatte ich Gelegenheit, die herrlichen Gärten und Parkanlagen, von denen der fürstliche Bau des Schlosses umgeben ist, zu bewundern. Die wirksamsten Baumgruppen wechseln mit smaragdgrünen Wiesen Teppichen, in deren Mitte hin und wieder reizende Teiche liegen, deren Wasserpiegel das Ganze beleben. An ihren Rändern sind Gehege und Anlagen für fremdländische Tiere aller Art, wie in einem zoologischen Garten. Vor der Einfahrtshalle des Schlosses, das ein großes Viereck bildet und im Renaissance-Stil erbaut ist, liegen große Bassins mit Springbrunnen, die von Boskettts und sorgfältig gepflegten Blumenbeeten umgeben sind. Prachtvolle Marmorstatuen zieren den Vorplatz, dessen Eingang zwei mächtige Löwen bewachen. An den vier Fassaden, wie an allen Gitterthoren des Schlosses und Gartens prangte in goldenen Lettern der verschlungene Namenszug des Besitzers James Rothschild mit der Baronetskrone darüber. Der Geheime Hofrat Schneider behauptete scherzhaft, das verschlungene Jr bedeute: Judaeorum Rex. Die Einladung

zur Tafel bot mir dann auch Gelegenheit, die hauptsächlichsten Prunkgemächer des Innern in Augenschein zu nehmen. Aus der prachtvollen Eingangshalle führte eine große, breite Marmortreppe in die vom Könige bewohnten Gemächer des ersten Stockwerkes. Man versammelte sich in dem großen Bibliothekszaale, der in seiner reichen, von Gold und Marmor strotzenden Ausstattung an Pracht und Schönheit alles überbot, was ich je in königlichen Schlössern gesehen habe. Mächtige Caryatiden von schwarzem Marmor trugen eine reich vergoldete Gallerie. An den Wänden standen Schränke der seltensten Art umher, welche die kostbaren Sammlungen enthielten, die der Besitzer, wie man erzählte, von dem Grafen von Palikao erworben hatte, und die aus der Plünderung des herrlichen Sommerpalastes des Kaisers von China herrührten. Noch reicher war der Speisesaal ausgestattet, dessen überladene Pracht nur einen allzu prozigen Eindruck machte. Der zur Tafel anwesende Prinz Karl ließ es sich nicht nehmen, mich persönlich in die goldstrotzende Synagoge zu führen, die sich Rothschild in seinem Residenzschloß hatte erbauen lassen und die mit den kostbarsten Teppichen und Sesseln auf's reichste ausgestattet war. Am geschmackvollsten war noch ein ganz in Weiß gehaltenes Prunkgemach, in welchem nach Tisch der Kaffee eingenommen wurde. Der König empfing mich auch diesmal auf's freundlichste mit den Worten: „Ich habe es gestern nur vergessen, Sie fragen zu lassen, ob Sie Sonntag frei wären und freue mich sehr, daß Sie gekommen sind.“ Der für den folgenden Tag in Aussicht genommene Gottesdienst wurde vom König auf zwölf Uhr anberaumt und fand, wie schon bemerkt, in der durch die Freigebigkeit Rothschilds reich geschmückten und auch hinreichend geräumigen Dorfkirche statt. Auch diesmal wohnte das gesamte Hauptquartier einschließlich der Prinzen Karl und Adalbert und des Großherzogs von Weimar dem Gottesdienste bei. Meiner Predigt legte ich das Wort: 1. Petr. 5, V. 5 zu Grunde: „Haltet fest an der Demut, denn Gott widerstehet dem Hoffärtigen, aber dem Demütigen giebt er Gnade.“ Ich war gewiß, daß diese Wahl nach den unerhörten Erfolgen der letzten Wochen im Sinne des Königs getroffen war, der mir auch diesmal mit huldvollem Händedruck zu erkennen gab, daß die Predigt ihm wohlgethan hatte. Auch für diesen Tag zur königlichen Tafel befohlen, hatte ich diesmal den General-Quartiermeister von Podbielski zum Tischnachbar, der zwar jetzt schon andeutete, daß Paris wohl länger Widerstand leisten würde, als man anfangs angenommen hätte, aber doch damals noch nicht vorauszuzeigen schien, daß er noch Monate lang sein bekanntes „Vor Paris nichts Neues“ in die Heimat

zu melden haben sollte. Auch die Rückfahrt von Ferrières nach unserem Gonesse über die Ortschaften La Chelle, Clichy, Livry, Sevran, Aulnay war wieder vom herrlichsten Wetter begünstigt und bot Gelegenheit zu manchem entzückenden Ausblick auf die nun schon über eine Woche von dem ehernen Belagerungsring umschlossene feindliche Hauptstadt.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr aus dem königlichen Hauptquartier hatten wir die Freude, den allerhöchsten Kriegsherrn in Gonesse begrüßen zu dürfen. Er besuchte am 28. September in einer Umfahrt die Kantonnements der Sachsen, des Garde- und des vierten Armeekorps, also die Gesamtaufstellung der ganzen Maas-Armee. In unserem Stabsquartier zu Gonesse fand ein längerer Aufenthalt statt; der König geruhte hier, begleitet vom Kronprinzen von Sachsen, ein Frühstück einzunehmen. Die freudige Begeisterung, mit welcher alle den greisen Helden begrüßten, wurde noch dadurch erhöht, daß wir aus seinem Munde die Nachricht von der an demselben Tage erfolgten Übergabe Straßburgs empfingen.

Das andauernd schöne Herbstwetter verlockte dazu, die Ausflüge auch nach der westlich von uns gelegenen Seite des Belagerungsringes auszudehnen. Zwar wurden die Vormittage, soweit es die Verhältnisse irgend gestatteten, zur Abhaltung von Gottesdiensten bei den verschiedenen Truppenteilen, sowie zum Besuche der Lazarette benutzt, mit denen auch fast jedes Mal eine Morgenandacht in den größeren Sälen verbunden war. Aber an den Nachmittagen blieb freie Zeit genug, um sich auch in der entfernteren Umgebung unseres Kantonnements umzusehen. So entsinne ich mich einer lohnenden Spazierfahrt, die mit zwei Kriegsgefährten unseres Stabes und dem Hauptmann von Altrock vom dritten Garderegiment nach einer Anhöhe in der Nähe des reizend gelegenen Montmorency unternommen wurde. Noch genußreicher war eine Fahrt über Montmorency hinaus nach den durch ihre landschaftlichen Reize und ihre geschmackvollen Park- und Villenanlagen berühmten Pariser Vororten Enghien und St. Gratien. Freilich waren die sonst von der eleganten Welt aus Paris belebten, von Spaziergängern und Ausflüglern wimmelnden Avenüen dieser Ortschaften jetzt öde und leer, und niemand kam, um die auf dem lieblichen See von Enghien sich wiegenden Schwäne zu füttern. Ebenso wie meine Begleiter auf dieser Fahrt, Hauptmann Graf Waldersee und Stabsarzt Dr. Rueffe, war ich geradezu hingerrissen von Entzücken über die Reize dieser idyllischen Landschaft. In St. Gratien wurde das Schloßchen der Prinzess Mathilde, der Koufine des entthronten Kaisers Napoleon III., in Augenschein genommen, in dessen Gemächern

tausenderlei Gegenstände an die Herrlichkeit der gefallenen Napoleonischen Dynastie erinnerten. Der Kastellan des Schloßchens erzählte uns, daß der Kaiser seine Kousine noch kurz vor Beginn des Feldzuges auf ihrem Landstitz besucht habe, wie er überhaupt sehr gern hier geweilt hätte. Die Prinzessin Mathilde sei eine der wenigen dem Kaiser nächststehenden Personen gewesen, die ihn ehrlich und ernstlich vor dem Kriege gewarnt hätten.

Einen ganz besonderen Genuß auf dieser Fahrt gewährte der Besuch eines in der Nähe von Argenteuil auf einem Windmühlenhügel belegenen Aussichtspunktes, der uns von allen Seiten als der schönste bei Paris bezeichnet worden war. Zum ersten Male sahen wir von hier aus das gewaltige Häusermeer in seiner ganzen Ausdehnung vor uns ausgebreitet. Auf erhabener Höhe thronte der Arc de triomphe, dessen Reliefs wir durch das vorzügliche Fernrohr, welches aus dem Schlosse der Prinzessin Mathilde aus St. Gratien hierher gerettet worden war, wenigstens in ihren Umrissen erkennen konnten. Nicht weit davon ragt das gewaltige Bauwerk des Pantheon, von ungeheurer Kuppel kühn überwölbt. Dort erglänzt die goldene Kuppel des Invalidendomes, und da sind unweit von den Tuilleries die majestätischen Thürme von Notre-dame zu erkennen. Im Osten von Paris zeigte man uns einen großen Park, durch dessen grüne Wipfel weiße Steine hindurchschimmern. Es ist der berühmte Kirchhof „Père la chaise“. Eine hohe Säule, die mitten aus dem Häusermeere sich erhebt, wird uns von einem in Paris bewanderten Offizier als die berühmte Vendôme-Säule bezeichnet. Jene Anhöhe, die an der Nordseite der Stadt zu uns herüberschaut, ist der mit dem Blute der Väter im Jahre 1814 getränkte Montmartre, im Vordergrund des Bildes aber erhebt sich die Kathedrale von St. Denis. Mit Hilfe des Fernrohrs konnten wir auf den Wällen die Rothosen mit ihren Schützen, die sie wahrscheinlich am Sonntagnachmittag besucht hatten, herumspazieren sehen, während von den Batterien die Mündungen der verderbendrohenden Geschütze uns gähnend angafften.

L'appetit vient en mangeant. So ging's auch mit unseren Ausflügen. Konnten wir nicht nach Paris hinein, so verlangten wir doch wenigstens danach, dessen Umgebung in einem immer weiteren Umfange kennen zu lernen. Waren wir bis Argenteuil unbehindert vorgedrungen, warum sollten wir nicht auch noch weiter bis St. Germain gelangen und von da war's ja nur ein Satzensprung nach Versailles. Gedacht, gethan, zumal unser Divisions-Kommandeur jedem Mitgliede seines Stabes jede Gelegenheit der Erholung von Herzen gönnte und uns wohl selbst er-

munterte, sie wahrzunehmen. Nachdem ich eines Sonntags — es war in der Heimat der des Erntefestes — in der Kirche von Gonesse einen von allen dort liegenden Truppenteilen zahlreich besuchten Gottesdienst gehalten hatte, bei welchem ich selbstverständlich der gnädigen Bewahrung und Verschonung der Erntefelder in der Heimat gedachte, und auch den Montag noch zur Abhaltung eines Gottesdienstes mit Abendmahlsfeier bei unsern Jägern benutzt hatte, erteilte mir der General gern einen dreitägigen Urlaub, der in Gemeinschaft mit den Auditeuren Wilzer und Marz zu einem Ausfluge über St. Germain nach Versailles benutzt wurde. Wieder ging's über die nun schon bekannten und vertrauten Orte Groslay, Montmorency, Enghien, St. Gratien bis in die Nähe von Argenteuil. Hier mußten wir, um den jenseits der Seine stehenden feindlichen Vorposten nicht zu nahe zu kommen, die von ihrem Chassépotfeuer bestrichene, an dem Strome entlang führende Straße verlassen und einen Umweg machen, bis wir bei Montesson die große Fahrstraße wieder erreichten, die uns an einer Reihe der schönsten Landhäuser und an dem berühmten Rennplatz bei St. Germain vorüber an die Seine führte. Die über den Strom führende Brücke war auch hier abgebrochen, aber etwas weiter oberhalb derselben hatten die Pioniere des fünften Armeekorps, dessen Bereich wir hier betraten, längst eine für Reiter und Fuhrwerk berechnete Pontonbrücke erbaut. In dem stattlich auf dem linken Seineufer sich terrassenförmig erhebenden St. Germain kehrten wir zur Übernachtung in dem Pavillon Henri IV. ein, wo uns ein Diner bereitet wurde, das in nichts an den Kriegszustand erinnerte, das aber freilich auch teuer genug bezahlt werden mußte. Der Pavillon, in dem wir speisten, wird als die Stelle bezeichnet, in welcher Louis XIV. geboren sein sollte. Man wird daran durch ein gegen die Terrasse zu angebrachtes Relief erinnert. Ein geschlossener Lorbeerkranz, über welchem ein Engel schwebt, der Kränze trägt, umrahmt die Inschrift: Ici naquit Louis XIV. Über der Inschrift ist eine Wiege angebracht. Hier erblickte der einst mächtigste Monarch das Licht der Welt, der Götze seines Zeitalters; hier ward das Kind geboren, über welches der schwedische Gesandte Grotius die prophetischen Worte nach Stockholm schrieb: „Der Dauphin hat die Schneidezähne mit auf die Welt gebracht. Er hat schon dreimal die Ammen gewechselt. Nicht nur daß er sie milcharm trinkt — er zerfleischt ihnen auch die Brüste. Die Nachbarn Frankreichs mögen sich vor der Raubsucht dieses Kindes hüten, wenn es einmal auf den Thron kommt.“ Die Mahnung des Grotius haben die Nachbarn in den Wind geschlagen — seine

Voraussetzung traf ein. Aber wie erhebend war es, gerade an dieser Stätte die Schmach, die von dem hier geborenen Könige dem deutschen Volke angethan worden ist, gerächt und das hier gesprochene Wort des Großen Kurfürsten von dem aus seinen Gebeinen dereinst erstehenden Rächter erfüllt zu sehen. Das stolze Königschloß, das einst auf der herrlich gelegenen Terrasse gestanden hat und das bis in die Tage Louis XIV. den Königen von Frankreich als Sommerresidenz gedient hat, ist in den Stürmen der Revolution arg verwüstet worden. Neuerdings wieder hergestellt, ist es zur Aufnahme eines Museums von französischen Alterthümern bestimmt worden. Die breite Terrasse, die es von dem Seineufer trennt, ist mit den herrlichsten Bäumen geschmückt. Bei dem Spaziergang, den wir hier machten, sahen wir plötzlich den Kronprinzen in unserer Nähe stehen. Er hatte uns den Rücken zugewendet und kehrte sich plötzlich, als er mich mit einem der Herren seiner Begleitung sprechen hörte, mit den Worten um: „Herrjeh, was ist denn das für eine Potsdamer Stimme?“ Auf die Frage, wo kommen Sie denn her? konnte ich ehrlicher Weise nur antworten: „Königliche Hoheit halten zu Gnaden, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Schlachtenbummler.“ Der hohe Herr lachte, nahm meine Glückwünsche zu den Siegen, die ihn bis hierher geführt hatten, huldvoll entgegen und äußerte dann im Verlauf der weiteren Unterhaltung, daß wir uns noch auf einen vierwöchentlichen Aufenthalt vor Paris gefaßt machen müßten. Es war wieder ein herrliches landschaftliches Bild, das sich von dieser Terrasse vor uns ausbreitete; zu unseren Füßen das Seinethal, in dem sich ein villenreicher Ort an den andern reihte und seitwärts der majestätisch thronende Mont Valérien mit seinen grollenden Geschützen, vor dessen Geschossen wir uns aber doch hier völlig gesichert wußten.

Am andern Morgen ging es in rascher Fahrt bei der Wasserleitung von Marly vorüber, von der aus König Wilhelm den wiederholten Ausfallsgefechten, die von Paris aus nach dieser Seite hin unternommen wurden, zuzuschauen pflegte, nach Versailles. Nachdem wir für das Unterkommen unserer Pferde Sorge getragen hatten, galt unser erster Besuch den Gärten von Versailles, bei denen sich der Vergleich mit denen von Sanssouci von selbst aufdrängte. Die Fontainen freilich sprangen nicht; öde und still war es in den breiten, schattigen Gängen; umsomehr hatte man Zeit, der Vergangenheit zu gedenken, der Tage, in denen Louis XIV. und Louis XV. hier verschwenderisch Hof gehalten und Millionen vergeudet hatten. Wohin war all die Pracht und all der Glanz, mit denen Königliche Eitelkeit

sich hier einst umgeben hatte! Vor der ehernen Reiterstatue des Königs Louis XIV., die auf dem Plage vor dem Schlosse steht, hatte vor wenigen Tagen der siegreiche Kronprinz eine Parade abgehalten, bei welcher er die eisernen Kreuze an diejenigen verteilte, die die eitle französische „Gloire“ in den Boden getreten hatten. Das war mehr, als ein solches Schloß mit Gärten und Wasserkünsten aus dem Schweiß gedrückter Unterthanen zu erbauen und anzulegen. Wir besuchten den Grand und den Petit trianon, von denen der letztere wehmütige Erinnerungen an die unglückliche Königin Marie Antoinette erweckte. Der Garten hinter dem Petit trianon erinnerte mich lebhaft an den Marly-Garten hinter der Friedenskirche, von dem er sich nur durch seine größere Ausdehnung unterscheidet. Auch in den Raum, welcher die Krönungs- und Staatswagen der alten Könige enthält, wurde ein flüchtiger Blick geworfen; sie sind zuletzt bei der Taufe des kaiserlichen Prinzen benutzt und damals neu vergoldet worden. Wo es nur geht, ist der kaiserliche Adler angebracht. Wer wird sie nun wieder benutzen? so fragten wir uns beim Hinausgehen. Vom langen Umherstreifen und Sehen ermüdet, freuten wir uns des guten Frühstückes, das in dem „Hotel des Reservoirs“ unserer wartete, wenn wir es auch teuer genug bezahlen mußten. Leider konnten wir, wenn wir die Güte und Nachsicht unseres Generals nicht mißbrauchen wollten, unseren Aufenthalt in Versailles nicht so lange ausdehnen, um noch die Ankunft des Königs abzuwarten, der an diesem Tage, es war am 5. Oktober, sein Hauptquartier von Ferrières nach Versailles verlegte. Der Kronprinz hatte mir schon tags zuvor bei unserer Begegnung in St. Germain mitgeteilt, daß diese Verlegung unmittelbar bevorstände. „Ich würde Sie gern,“ sagte er, „für morgen zu einem Teller Suppe einladen; aber ich muß dem Könige entgegenfahren, der von morgen an sein Hauptquartier in Versailles aufschlägt.“ So mußten wir uns begnügen, nur die Vorbereitungen zu seinem Empfang zu sehen; diesen selbst konnten wir leider nicht mit erleben.

Gern hätte ich den mir verwandten Landrat von Brauchitsch begrüßt, der nach der Besetzung von Versailles durch die Truppen der III. Armee zum Präfekten des Seine-Departements ernannt worden war. Daß er sein Amt angetreten hatte, sagten uns die an den Mauerwerken angeschlagenen Plakate, in denen er sich den Bewohnern von Versailles als den von Sr. Majestät bevollmächtigten Präfekten ankündete, an den sie sich in allen die Civilverwaltung betreffenden Angelegenheiten zu wenden und dessen Anordnungen sie Folge zu leisten hätten. Vergeblich bemühten sich die französischen

Zungen seinen Namen auszusprechen, und in einem französischen Blatte konnte man eines Tages die Bemerkung lesen, welche Barbaren doch ein Volk sein müsse, dessen Präfect „Brauchitsch“ hieße. Diesmal fehlte die Zeit, ihn aufzusuchen. Später habe ich dann wiederholt Gelegenheit gehabt, mit ihm zusammen zu sein.

Es war gut, daß wir die sonnigen Herbsttage der ersten Wochen der Belagerung von Paris zu diesen Ausflügen benutzt hatten; denn schon in der ersten Hälfte des Oktober begann unsere Lage eine viel weniger sorglose zu werden. Abgesehen davon, daß das schöne Wetter zu Ende ging, rückte auch die Aussicht auf die Übergabe von Paris in immer weitere Ferne. Hatten wir bis dahin die Zeit des Widerstandes der stolzen Hauptstadt auf Wochen berechnen zu können geglaubt, so mußten wir nun schon anfangen, uns auf Monate geduldigen Wartens einzurichten. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß das ersehnte Ziel ohne nochmalige schwere und heiße Kämpfe nicht zu erreichen sein würde. In dem Rücken unserer Cernierungslinien begannen im Norden wie im Süden neu gesammelte feindliche Streitkräfte sich zu zeigen, die eine Entsendung einzelner Teile der Belagerungsarmee in die vom Feinde bedrohten Gegenden nötig machten, wodurch wieder die ohnehin teilweise so dünn besetzten Stellungen des Cernierungsringes gefährdet wurden; andererseits arbeitete der Feind mit der größten Emsigkeit an seinen Verschanzungen, die sich immer drohender uns gegenüber erhoben und uns immer mehr auf den Leib rückten; aus Belagerern begannen wir selbst Belagerte zu werden. Die Lage unserer Vorposten wurde eine immer bedrohlichere, ihr Dienst bei Tag und Nacht immer beschwerlicher. Der erste Ausfallversuch, den die Pariser Besatzung am 30. September gegen das sechste Korps unternommen hatte, mit der Absicht, bei den Ortschaften l'Hay, Chevilly, Thiais und Choisy die Cernierungslinie zu durchbrechen, war zwar ohne Erfolg geblieben, aber wir durften uns nicht darüber täuschen, daß dieser Versuch an andern Stellen vielleicht mit größerem Erfolg erneuert werden würde. Das Wort Gambettas „vom Krieg bis aufs Messer“, das wir anfangs für eitle Prahlerei gehalten hatten, schien zur Wirklichkeit werden zu sollen. Es war eine unmittelbare Folge dieser Gesamtlage, daß dem Gardekorps am 11. Oktober eine weiter nach rechts, näher an die Seine gerückte Stellung angewiesen wurde. Das Quartier unseres Divisionsstabes wurde an diesem Tage von Gonesse nach St. Brice verlegt, wo wir uns nun in der Aussicht auf ein längeres Verbleiben, so gut es ging, häuslich einzurichten suchten. Die Häuser waren

zwar auch hier fast ausnahmslos von ihren Bewohnern verlassen, aber sie hatten uns doch an Möbeln und Hausgerät soviel zurückgelassen, daß jeder von uns im Stande war, sein Heim behaglich einzurichten. Es war keiner von uns, der sich nicht eines wohl eingerichteten Wohnzimmers und meist auch noch eines besonderen Schlafzimmers zu erfreuen hatte. In dem von unserm General bezogenen Hause standen uns wieder die schönsten Gesellschaftsräume für unsere gemeinsamen Mahlzeiten und geselligen Vereinigungen zur Verfügung; sogar das Billardzimmer fehlte nicht. Das mir persönlich zugewiesene Quartier lag in dem Seitenflügel einer stattlichen Villa. Von den Fenstern meines Wohnzimmers aus, dessen behagliche Einrichtung nichts zu wünschen übrig ließ, schweifte der Blick über einen herrlichen, wohlgepflegten Park. In den Schränken eines daneben liegenden Bibliothekszimmers fand ich reichliche Gelegenheit zu französischer Lektüre. Kurzum, es waren hier alle Vorbedingungen gegeben, um es einige Monate sehr wohl aushalten zu können. Und doch kommt in jedem der aus jener Zeit vor mir liegenden Briefe die lebhafteste Sehnsucht nach der Heimat zum Ausdruck. Das Gefühl des Überflüssigseins war zu manchen Zeiten, in denen die Truppen vom Dienst so in Anspruch genommen waren, daß sie manchmal wochenlang für den Gottesdienst nicht zu haben waren, nicht immer ganz zu unterdrücken. Es wollte sich wohl hin und wieder, wenn auch nur vorübergehend, der Gedanke aufdrängen, daß man daheim noch nützlicher wirken könne.

Gegen Ende Oktober wurden die Ausfallversuche des Feindes immer ernster und heftiger, die Nachrichten über die Ansammlung neuer Armeen in unserm Rücken immer beunruhigender, und mit Sehnsucht warteten wir auf die Nachricht der Übergabe von Metz, durch welche die dort bis dahin festgehaltenen Armeekorps frei werden sollten, um die von der Loire im Süden und von der Somme im Norden heranrückenden feindlichen Armeen, die es auf den Entsatz von Paris abgesehen hatten, im Schach zu halten. War das ein Jubel, als die ersehnte Kunde am 28. Oktober endlich eintraf! Leider wurde uns nur die Freude dadurch einigermaßen getrübt, daß an demselben Tage die von der zweiten Garde-Infanterie-Division besetzte Ortschaft Le Bourget den Franzosen hatte überlassen werden müssen. Es war die erste Schlappe, die das Gardekorps erlitten hatte, und es war um so nötiger, diese Scharte auszuweken, als es sich hier nicht bloß um eine Ehrensache handelte, sondern um die Behauptung einer Stellung, die für die Sicherheit unserer sämtlichen Vorposten gar nicht entbehrt werden konnte.

Daher mußte die Zurückeroberung von Le Bourget angeordnet werden. Sie wurde am 30. Oktober nach heißem Kampfe durch die Regimenter der zweiten Garde-Infanterie-Division bewirkt, die zwar dadurch neuen Ruhm erwarben, aber auch schwere Verluste erlitten. Unsere erste Garde-Infanterie-Division hatte an diesem Tage nur eine Rekrutestellung eingenommen. Zu den Opfern dieses Tages gehörte neben vielen andern gefallenen Offizieren der Kommandeur des Augusta-Regimentes, Graf Waldersee, der erst wenige Tage vorher, von den bei St. Privat erhaltenen Wunden geheilt, zu seinem Regimente zurückgekehrt war. Nun wurde er als Leiche in die Heimat übergeführt. Es war recht tröstlich für den wenige Tage später ebenfalls zurückkehrenden General von Neumann, wenn ihn der Etappen-Kommandant von Gonesse, bei dem er seine Rückkehr meldete, mit den Worten empfing: „Ich will Ihnen wünschen, daß es Ihnen nicht wie dem Grafen Waldersee geht; vor acht Tagen hat er sich auch bei mir gemeldet und heute habe ich soeben seine Leiche nach Hause befördert.“

Bei den noch heftigeren Kämpfen, die in den Tagen vom 30. November bis 2. Dezember durch die Ausfallsversuche gegen die Stellungen der Sachsen und Württemberger bei Champigny und Villiers getobt haben, waren wir auf unserer Seite nur aus der Ferne Zuschauer. Aber mit atemloser Spannung verfolgten wir doch von einem Aussichtsturm den Verlauf des furchtbaren Ringens, das dort so viel Blut kosten sollte, und stündlich waren wir darauf gefaßt, daß der Feind, wenn es ihm dort gelänge, durchzubrechen, auch gegen unsere Stellung von neuem seinen Angriff richten würde. Aber wieder scheiterte der Versuch an dem zähen Widerstand, mit dem die deutschen Truppen, diesmal vor allen andern die Sachsen und Württemberger, ihre Stellungen behaupteten oder die schon verlorenen zurückeroberten, wenn auch der Sieg mit noch so schweren Opfern erkauft werden mußte.

Zwischen solchen Tagen unruhvoller Bewegung lagen aber auch immer wieder längere oder kürzere Zeiten verhältnismäßiger Ruhe, die dem Feldgeistlichen für die Ausübung seines nächsten Berufes günstige Gelegenheit boten. Die Feldgottesdienste im Freien mußten mit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit freilich aufhören und wir waren genötigt, die katholischen Kirchen zu benutzen. Ich persönlich bin in dieser Beziehung niemals auf Schwierigkeiten gestoßen. Standen doch die Gotteshäuser in den meisten Ortschaften ohnehin völlig unbenutzt da, denn die ortsangehörigen Gemeinden waren meistens geflohen. An vielen Orten waren es herrliche, in reinstem gotischen Stile ausgeführte geräumige Gotteshäuser, die uns zu Gebote

standen, an anderen wieder elende, armfelige Kapellen, die kaum für einige hundert Besucher Raum boten und daher oft nicht einmal für die evangelischen Mannschaften eines Bataillons ausreichten. In diesem Falle mußten dann wohl mehrere Gottesdienste hinter einander gehalten werden. In dem Bereiche unseres Gardekorps befand sich eine große Anzahl prächtiger Kirchen, in deren erhabenen, unmittelbar zur Andacht stimmenden Hallen fast Sonntag für Sonntag den ganzen Winter hindurch unsere evangelischen Lieder erklingen sind und zahlreiche Gemeinden um das lautere Wort Gottes sich regelmäßig versammeln konnten. Ich brauche nur die schönen Gotteshäuser von Gonesse und Willers-le-Bel, von Sarcelles und Ecoeu, von St. Brice und Groslay zu nennen, um in vielen Herzen die Erinnerung an manche gesegnete und unvergeßliche Andachtsstunden wachzurufen. Auch die strengsten katholischen Geistlichen wagten keinen Einwand gegen die Benutzung ihrer Kirchen zum protestantischen Gottesdienst zu erheben. Wenn sie dieselbe auch ungern sahen, so fügten sie sich doch in das Unvermeidliche. Nicht selten aber sind sie mir auf das freundlichste entgegen gekommen und haben selbst Sorge getragen, daß alles in guter Ordnung sei, erschienen wohl auch persönlich, um sich nach etwaigen Wünschen zu erkundigen. Der Curé von St. Brice, wo ich von Mitte Oktober bis Ende Januar fast sonntäglich Gottesdienst gehalten habe, wohnte demselben fast immer in stillem Gebete bei; sein Küster war stets zur Stelle und half bei der Verteilung und Anweisung der Plätze und machte mir einen eigenen Küster fast entbehrlich. Er unterließ es nie, die Lichter auf dem Hochaltar anzustecken, ja, als ich zum erstenmal in der dortigen Kirche Abendmahlsfeier hielt, fand ich die Schranken des hohen Chors mit dem weißen Tuch gedeckt, dessen sich die katholischen Geistlichen bei Austeilung der Hostien zu bedienen pflegen. Ich stand mit dem Curé von St. Brice den ganzen Winter hindurch im freundlichsten Verkehr. Als ich am Weihnachts- und Sylvesterabend Abendandacht hielt, bat er mich um die Erlaubnis, die wenigen zurückgebliebenen Glieder seiner Gemeinde demselben beiwohnen lassen zu dürfen, da er in anderen Jahren für diese ähnliche Vespertagesdienste zu halten pflege. In Sarcelles war ein alter, kranker Geistlicher, der mich jedesmal aufs freundlichste empfing, wenn ich ihm vor oder nach dem Gottesdienste einen kurzen Besuch machte, und der mir seinen Kirchendiener ebenfalls zur Verfügung stellte. Ja, es ist mir mehrfach begegnet, daß der katholische Küster in seiner Amtstracht mit der silbernen Amtskette, welche derselbe in Frankreich vielfach trägt, und mit einem mit mächtigem silbernen

Knöpfe versehenen Stabe gravitatisch vor mir herschritt und mich bis an die unterste Stufe des Altars oder der Kanzel führte. — In den seltenen Fällen, wo die katholischen Geistlichen sich widerwillig zeigten, habe ich mich jedes persönlichen Verkehrs mit ihnen enthalten, und die betreffenden Kommandanturen veranlaßt, ihnen von den anberaumten Gottesdiensten vorherige Mitteilung zu machen. Auf diese Weise wurden alle unliebamen Erörterungen vermieden, und eigentliche Mißhelligkeiten sind mir nur in den letzten Wochen nach dem Friedensschlusse hier und da vorgekommen.

Wohlthuend war es mir und, ich darf annehmen, auch der Mehrzahl der Zuhörer, daß die Predigt bei der einförmigeren Gestalt, die unser ganzes Leben angenommen hatte und bei dem längeren Aufenthalt an demselben Orte, nun auch wieder in den ruhigen und gleichmäßigen Ton erbaulicher Betrachtung einlenken und die Kriegsdrommete mit dem friedlichen Zeugnis der evangelischen Wahrheit vertauschen durfte. Zwar konnte ja auch jetzt die Bezugnahme auf die Zeitverhältnisse und auf die eigentümlichen Aufgaben und Erfahrungen des Kriegslebens nicht fehlen. Es wäre ja unnatürlich gewesen, von den Fragen und Angelegenheiten ganz schweigen zu wollen, welche alle Gemüter beschäftigten und in Anspruch nahmen. Auch that es, je länger die Zeit der Belagerung währte, als die Wochen zu Monaten wurden und noch immer kein Ende abzusehen war, dringend not, der Ungeduld und mißmutigen Verstimmung zu wehren, die sich hier und da der Gemüter zu bemächtigen drohte. Wie hätte die Predigt auf diesen Wechsel der Stimmung, auf die von Woche zu Woche mächtiger sich regende Sehnsucht nach der Heimkehr, auf diese immer neuen Geduldsproben, die allen zugemutet wurde, nicht Rücksicht nehmen sollen. Auch fehlte es ja in dieser Zeit nicht an manchen besonderen Ereignissen, deren Berührung und Erwähnung in Predigt und Gebet unvermeidlich und unerläßlich war. Wie hätte die Übergabe Straßburgs, dieser einst so schmachlich uns entriessenen und so schmachvoll von uns verlassenen Tochter des deutschen Vaterlandes, mit Stillschweigen übergangen werden können. Wie hätte nach der längstsehnten Kapitulation von Metz das „Nun danket alle Gott!“ fehlen dürfen. War sie doch, wie kaum ein anderer Erfolg in dem Verlaufe des Krieges, eine Hilfe in der Not, die nicht eine Woche später eintreten durfte, wenn nicht unsere eigene Lage von den ernstesten Gefahren bedroht werden sollte. Wie hätte die sorgenvolle und gespannte Erwartung, mit der wir die Kämpfe um Orléans und die gegen die Nordarmee Faidherbes gerichteten Operationen verfolgten, nicht auch in den Predigten jener Zeit sich wiederpiegeln, wie

nicht jeder dort errungene Sieg ein Gegenstand unserer dankbarsten Freude sein sollen. Auch die in den blutigen Ausfällen vor Paris unmittelbar erkämpften und oft mit so schweren Opfern erkauften Siege gaben ja immer neuen Anlaß, die Begebenheiten des Tages in den Kreis unserer Betrachtungen hineinzuziehen. Aber bei alledem war es jetzt doch viel mehr als früher bei den Feldpredigten im eigentlichen Sinne möglich, mehr in die Tiefe des Evangeliums einzudringen und die Gedanken des in dem Text dargebotenen Gotteswortes eingehender zu entwickeln. Seitdem der Gottesdienst mit dem Eintritt des Winters immer in den Kirchen gehalten wurde, durfte auch die Predigt sich wieder dem gewöhnlichen Zeitmaß von einer halben Stunde nähern, und wenn sie auch niemals den Charakter einer Kasualrede ganz verlor, so bildeten doch die Zeitverhältnisse und Tagesbegebenheiten nur den Hintergrund und die einfachen, für alle Zeit geltenden Wahrheiten des Evangeliums ihren Hauptinhalt.

Die Regelmäßigkeit, welche wenigstens zeitweise in den Gottesdiensten eintrat, brachte auch von selbst den engen Anschluß an den Verlauf des Kirchenjahres mit sich. Es lag etwas unendlich Wohlthuendes und Erhebendes in dem Bewußtsein, daß in der Heimat an diesen Tagen dieselben Lieder gesungen, dieselben Perikopen verlesen, vielleicht über dieselben Texte gepredigt wurde, wie hier vor den mehr denn hundert Meilen entfernten Mauern der feindlichen Hauptstadt. Man sah es unsern Soldaten am Gesichte an, wie wohl es ihnen that, wenn ich sie in den Kreis derselben Gedanken und der Betrachtungen versetzte, in denen die heimische Dorfgemeinde in diesem Augenblick um Gottes Wort versammelt war. Wie horchten unsere Grenadiere auf, als ich am ersten Sonntage des Octobers, wo wir zum ersten Mal in der schönen gotischen, fast domartigen Kirche von Gonesse versammelt waren, die Kanzel mit den Worten bestieg: „Heute feiern sie daheim das Erntedankfest“, und sie nun im Anschluß an die Worte 1. Moses 9, 14: „Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken“, an die dunkeln Wetterwolken erinnerte, die gerade als die Felder reif zur Ernte waren, über die heimischen Fluren heraufgezogen waren. Wie mancher war mitten aus der Erntearbeit einberufen worden und hatte die Sense mit dem Schwert vertauschen müssen, wie mancher war von dem heimatlichen Erntefelde mit der hangen sorgenvollen Frage geschieden: „wer wird, wo so viel rüstige Hände gerade jetzt in der arbeitsvollsten Zeit fehlen, den Erntesegen bergen?“ Ja in den Grenzprovinzen lag eine zeitlang die Sorge nahe

genug, daß er von dem Feinde zertreten und vernichtet werden möchte, und die Vermüftungen, die wir in dieser Beziehung in des Feindes Land geschaut, die in den ersten Wochen unserer Anwesenheit noch ringsum brennenden Getreidemieten auf den Fluren vor Paris, mußten ja die Herzen zu doppelt innigem Danke für die gnädige Verschonung unseres Vaterlandes ermuntern. Feierlich und erhebender als sonst wohl klang am Reformationsfest das deutsche Lutherlied, der Wacht- und Schlachtgesang der evangelischen Kirche, in den katholischen Gotteshäusern, in denen wir diesmal dies Fest feiern mußten. Gewann doch das: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ durch die gesamte äußere Lage noch eine ganz besondere Bedeutung. Als wir in Sarcelles am 31. Oktober zum Gottesdienst versammelt waren und der Reformation gedachten, war meine Predigt von einem so heftigen Kanonendonner aus den Forts begleitet, daß jeden Augenblick ein Ausfall zu erwarten schien und ich zum Schlusse eilen mußte. Die Forts schienen an diesem Tage ihren Groll über die Tags zuvor erlittene Niederlage der Pariser bei Le Bourget durch ganz besonderes Gebrüll kundgeben zu wollen. Aber ruhig antworteten wir ihnen mit dem Gesang:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt'n uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen.“

Daß das Totenfest auch vor Paris mit besonderem Ernste begangen wurde, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Wo die Kameraden in so großer Zahl zur Rechten und zur Linken gefallen und die Reihen so gelichtet waren, wie in diesem Kriege, wo Schwert und Krankheit in so reichen Ernten gewetteifert hatten, da mußte wohl die Trauer um die Toten eine allgemeine sein. Es waren auch wenige, die nicht den Tod irgend eines Angehörigen zu beklagen hatten, und wenn man auch, so lange man im Felde steht, die erlittenen Verluste unmittelbar weniger empfindet, wir wußten ja, wie reichlich daheim die Thränen flossen, und wie das ganze Vaterland ein großes Trauerhaus geworden war. Andererseits drängte sich ja auch jedem Einzelnen noch immer das „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen“ mit so unmittelbarer Gewalt auf, alle mußten es sich mehr noch als sonst sagen, daß jeder Tag ihr letzter sein konnte, daß schon darum das Totenfest zu stiller Einkehr in das eigene Herz aufforderte.

Reichliche Arbeit gab es auch vor Paris in den Lazaretten, deren regelmäßiger Besuch um so mehr Zeit in Anspruch nahm, in je weiterer

Entfernung von den Rantonnements die Feldlazarette zum Theil lagen. In den von mir besuchten Feldlazaretten bildeten von jetzt an die Verwundeten die Minderzahl. Nur der Tag von Le Bourget lieferte wieder eine größere Zahl, die zum Theil auch in den innerhalb der ersten Garde-Infanterie-Division gelegenen Feldlazaretten Aufnahme fanden. Der Hauptsache nach waren es Krankheiten aller Art, welche in dieser Zeit die Lazarette füllten. Wo es die räumlichen Verhältnisse irgend gestatteten, habe ich nach oder vor einem Rundgange an den einzelnen Lagerstätten für die in einem Saale oder in zwei neben einander liegenden Sälen gebetteten Kranken eine gemeinsame Morgenandacht gehalten, die fast immer von den Kranken freudig aufgenommen wurde. Hin und wieder wurde mit diesen Andachten auch die Feier des heiligen Abendmahls verbunden. Mit der Anbietung desselben an die einzelnen Kranken mußte man, nach meiner Erfahrung, möglichst zurückhaltend sein, weil manche darin eine Andeutung ihres nahen Endes sahen und erschrocken fragten: „Steht es denn so schlimm mit mir?“ Richtiger war es daher, diese Frage nicht an einzelne besonders zu richten, sondern etwa nach dem Rundgange an den Krankenlagern im allgemeinen zu fragen: „Ist vielleicht einer von den Kranken, der das heilige Abendmahl begehrt?“ In den meisten Fällen antwortete dann vielleicht erst eine schüchterne Stimme: „Ich, Herr Prediger“, und dem Beispiel des einen folgten dann andere nach. Manchmal habe ich auch meinen Besuch im Lazarett vorher ansagen lassen, mit dem Bemerkten, daß auch das heilige Abendmahl ausgeteilt werden würde, und oft wurde mir dann schon bei der Ankunft von dem Chefarzt eine Liste derer überreicht, die sich gemeldet hatten, unter Angabe der Säle oder Zimmer, in denen sie sich befanden. Manchmal sind von Seiten jüngerer Geistlicher, so gut sie es meinen mochten, auch die unglaublichsten Ungeschicklichkeiten vorgekommen. So wurde von einem derselben erzählt, daß er in ein Lazarett gekommen sei, sich in die Mitte eines mit besonders schwer Verwundeten belegten Krankensaales gestellt, und mit dünner Stimme in echt hannoverscher Aussprache gefragt habe: „Ist vielleicht hier jemand, der zu sterben wünscht?“ Natürlich erscholl von sämtlichen Krankenlagern ein lautes „Hinaus, hinaus!“

Ich war persönlich in der glücklichen Lage, immer mit einem vollständigen Altarschmuck für diese Lazarettkommunionen versehen zu sein. Die Königin Augusta hatte die Gnade gehabt, mir vor dem Ausmarsch ins Feld einen solchen mitzugeben. In einem schwarzpolierten Kasten, der zugleich als Abendmahls-tisch diente, befanden sich Kelch, Patene, Oblatenschachtel, Kreuzifix und zwei

Leuchter, alles von Neusilber in einfacher, aber würdiger Ausstattung. Auch eine kleine, mit einem schwarzen Kreuz besetzte schwarze Altardecke befand sich in dem Kasten, der von so mäßiger Größe ist, daß man ihn bequem in der Hand tragen kann. Vielen Hunderten von Kranken habe ich an diesem kleinen Feld- und Lazarettaltar das Abendmahl spenden können.

Nicht genug kann ich das freundliche Entgegenkommen rühmen, das ich bei dem Besuche der Lazarette jederzeit bei den Ärzten, insbesondere bei den Leitern der Feldlazarette gefunden habe. Den meisten derselben war es selbst eine Freude, wenn ich mich zum Besuche ihrer Kranken einfand und sie waren sichtlich bemüht, mir in der Ausübung meines Dienstes fördernd und helfend zur Seite zu stehen. Namentlich muß ich in dieser Beziehung der Chefärzte der in Billers-le-Bel, Sarcelles, Piscop, Chateau le Luat errichteten Feldlazarette, deren regelmäßige Bedienung ich mir vorbehalten hatte, rühmend gedenken. Wenn hin und wieder von Geistlichen über mangelndes Entgegenkommen der Ärzte geklagt worden ist, so sind die ersteren wahrscheinlich selbst daran schuld gewesen. Die älteren und erfahrenen Ärzte wußten den Dienst eines verständigen und treuen Geistlichen und seine Mitarbeit an den Kranken recht wohl zu schätzen und zu würdigen. Wenn sie das Ab- und Zugehen jener umherirrenden Pastoren nicht gern sahen, die unter irgend einem Vorwand sich mit irgend einem Geschäft hatten beauftragen lassen, um nur auch einmal auf dem Kriegsschauplatz gewesen zu sein, und dann in der Heimat von ihren „reichen Erfahrungen“ reden, Vorträge halten oder gar Broschüren darüber schreiben zu können, so konnte man ihnen das nicht verargen. Diese Art Leute wurden treffend „Wandelsterne“ oder auch wohl „Durchtröster“ genannt. Da hatten die einen Diaconen oder Diaconissen auf den Kriegsschauplatz zu geleiten, nach welchen sich dann andere wieder erkundigten, und die dann andere wieder beaufsichtigen wollten. Da erschienen hier welche, um sich nach dem Bedürfnis für Diaconen zu erkundigen, die sie dann unter allen Umständen aufdringen wollten; dort wieder, um nach dem Bedürfnis von Büchern zu fragen, die sie natürlich nicht bei sich hatten, sondern erst wieder durch andere schicken wollten u. s. w. Genug, der Zweck der meisten dieser flüchtigen Erscheinungen war leider nicht eine geordnete Thätigkeit in einem fest gegliederten Ganzen, sondern eine gewisse krankhafte Sucht, sich hervorzuthun und alles mögliche interessant scheinende zu sehen. Für die an der großen Straße liegenden Lazarette waren solche Leute oft eine wahre Landplage. Sie liefen einmal flüchtig durch die Krankensäle und stürten bloß

die Ruhe, denn von einer segensreichen Einwirkung auf die Kranken konnte natürlich bei ihren oberflächlichen Besuchen nicht die Rede sein. Diese Leute haben gewiß keinen Nutzen geschafft, sondern sie haben den zum regelmäßigen Dienst berufenen Geistlichen denselben nur erschwert, und dem Vorurteil mancher Ärzte gegen den geistlichen Stand überhaupt Nahrung gegeben. Sehr bezeichnend war es, daß die Zahl derselben mit einem Schlage abnahm, ja daß sie fast gänzlich verschwunden waren, sobald die rauhere Jahreszeit eintrat und das Reisen ungemütlich wurde. „Aus diesem Grunde“, so sagte mir eines Tages ein erfahrener Lazarett-Oberpfarrer, „ist mir das jetzige schlechte Wetter außerordentlich willkommen.“

Auf einer dieser Lazarettfahrten hatte ich im Monat November das Unglück, daß bei Sarcelles auf einem neu angelegten Kolonnenwege mein Wagen umstürzte und ich von dem leichten Gefährt, das ich zur Fahrt benutzt hatte, herabgeschleudert wurde. Bei diesem Sturze zog ich mir eine Verletzung an der Schulter zu, infolge der ich zu einer mehrwöchentlichen Unthätigkeit verurteilt war. Nur der sorgsamen Pflege meines Freundes, des Professors Volkmann aus Halle, der sich als konsultierender Generalarzt bei der Maas-Armee befand, und unseres Divisionsarztes Dr. Cammerer hatte ich es zu danken, daß ich, ohne erst in die Heimat geschickt werden zu müssen, nach dreiwöchentlicher Kur in meinem freundlichen Quartier zu St. Brice soweit wieder hergestellt war, um mit dem Arm in der Binde predigen und die Lazarette besuchen zu können. Ein mir verwandter Einjährig-Freiwilliger, Eduard Carp, wurde von dem Divisions-Kommandeur als Krankenpfleger zu mir kommandiert und hat mir wesentlich über diese Zeit hinweggeholfen. Ich erinnere mich noch heute dankbar seiner treuen Dienste. Er übernahm auch die Korrespondenz mit meiner Frau, die er über das Befinden ihres „lahmgelegten Seitengebäudes“ beruhigte.

Die vielleicht schwerste und drangsalvollste Zeit während der ganzen Belagerung war die sonst so freudenreiche Adventszeit. Ziel doch gerade ihr Anfang mit den schon erwähnten heftigen und wuchtigen Ausfällen zusammen, die bei Champigny, Bry und Billiers so schwere Opfer forderten, und durch welche auch die benachbarten Teile der Belagerungsarmee mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Vorpostenorte unserer Division, in deren Besetzung sich bisher etwa zwölf Bataillone geteilt hatten, mußten kaum von der Hälfte der bisherigen Kräfte innegehalten und behauptet werden, und doch erforderte die kritische Lage jener Zeit eine verdoppelte Aufmerksamkeit und Wachsamkeit. Das waren schwere Tage und

noch schwerere Nächte für unsere Soldaten. Dabei schoben die Franzosen ihre Erdwerke immer weiter gegen unsere Linien vor und entwickelten von Woche zu Woche stärkere Kräfte. Hier hatten sie sich auf dem Mont Avron festgesetzt und Batterien erbaut, die ihre Geschosse in Ortschaften hineinwarfen, welche bis dahin außerhalb der Schußlinie gelegen hatten. Dort waren sie bis Bondy, Groslay-Ferne und Drancy vorgedrungen und unseren Vorposten immer näher auf den Leib gerückt. Es war daher nicht zu verwundern, wenn die Herzen manchmal ungeduldig wurden, und wenn namentlich mit täglich sich steigender Sehnsucht der Anfang des immer wieder hinausgeschobenen Bombardements erwartet wurde. Es war wahrlich nicht Zerstörungswut, aus der bei allen, vom General bis zum letzten Soldaten, die täglich neue Frage hervorging: wann unsere schweren Geschütze endlich zur Stelle sein und ihre kräftige Stimme erheben würden, sondern, soweit meine Wahrnehmungen reichten, beruhte die Sehnsucht und Ungeduld, mit der diese Frage immer und immer wieder gethan wurde, vor allem auf dem Verlangen, aus einer Lage befreit zu werden, die täglich ungemüthlicher wurde und schließlich unerträglich zu werden drohte. Unsere Truppen sind mir in jenen Dezemberwochen, wo sie unter der bittersten Entbehrung aller äußeren Bequemlichkeit, bei einer Kälte, die auch in der wärmsten Kleidung die Glieder erstarren machte, in dem angestrengtesten Dienste bei Tag und Nacht, treu und fest ausgeharrt, und in stillem Gehorsam ihre Pflicht gethan haben, weit bewundernswerter erschienen, als an den heißen Tagen der großen Schlachten. Sie verloren weder den Mut, noch — was viel mehr jagen will — den guten Humor. Fröhlich singend und munter scherzend zogen sie längere Zeit einen Tag um den andern mit einbrechender Dunkelheit auf ihren kalten Vorpostendienst, auf ihre einsame Feldwache hinaus, singend und scherzend kehrten sie verfroren zurück. Unsere Garde-Jäger hatten in Le Barage, einem vor Pierrefitte gelegenen Gehöfte, monatelang eine gefährdete Vorpostenstellung inne, in der sie unmittelbar unter dem Granatfeuer des Forts Double Couronne lagen, das sie oft stundenlang hintereinander mit einem Granatenhagel überschüttete. Aber ruhig schliefen sie nachts und rauchten sie am Tage unter dem Getrach der um sie her einschlagenden oder über ihre Köpfe dahinfliegenden Geschosse, und ein Garde-Jäger schrieb an die Mauer des im Vorpostendienst belegenen Gehöftes:

Ein weißes Wölkchen steigt auf zur Sonn',
 Ein donnernder Krach aus Double Couronne!
 Ein eiserner Gruß nach Le Barage, —

Die letzte Zeile habe ich absichtlich fortgelassen. Wenn Th. Fontane, der nach der Übergabe der Forts während der Okkupation Pierrefitte besucht hat, die Autorschaft dieser Inschrift für einen Sangerhäuser Jäger in Anspruch nimmt, so ist er falsch berichtet worden. Erst nachdem das Garde-Jägerbataillon die vierten Jäger in Pierrefitte abgelöst hatte, ist diese Inschrift entstanden.

Natürlich konnte unter den geschilderten Verhältnissen auch von Gottesdiensten in dieser Zeit wenig die Rede sein. Man mußte zufrieden sein, wenn man in diesen Wochen dem Sonntag sein Recht wahren konnte; die bis dahin auch in der Woche gehaltenen Gottesdienste mußten fast völlig eingestellt werden.

Gerade die dem Weihnachtsfest unmittelbar vorhergehenden Tage sollten noch ganz besonders bewegte und anstrengungsvolle für unsere Truppen werden und waren nicht dazu angethan, eine weihnachtliche Stimmung aufkommen zu lassen. Noch einmal mußte am 21. Dezember um das verhängnisvolle Le Bourget in heißem Kampfe gerungen werden, als General Ducrot einen letzten Versuch machte, die Stellung des Gardekorps zu durchbrechen und auf der Viller Straße mit der Nordarmee Faidherbes sich zu vereinigen, die man in Paris wahrscheinlich viel näher glaubte, als sie in Wirklichkeit war. Schon am Nachmittag und Abend des 20. Dezember waren starke feindliche Truppenmassen bemerkt worden, die aus St. Denis ausgerückt und über Courneuve nach Aubervilliers marschiert waren. Wieder deuteten alle Anzeichen auf einen gegen Le Bourget und die Stellung der zweiten Garde-Infanterie-Division beabsichtigten Angriff. Alle verfügbaren Truppen der ersten Garde-Division rückten daher in der Frühe des 21. in die gefährdete Gegend ab, um unter Führung des Brigade-Kommandeurs General von Neumann zwischen Gonesse und Mulinay in Kampfbereitschaft zu stehen. Wirklich wurde schon um sieben Uhr morgens Le Bourget, das nur von einem Bataillon Elisabeth und einer Kompagnie Gardeschützen besetzt war, heftig angegriffen, und es gelang dem Feinde, von dem Geschützfeuer des nahen Fort de l'Est und starker Feldartillerie unterstützt, den Nordeingang des Dorfes durch eine Seitenschwenkung zu gewinnen und sich in den Besitz mehrerer Gehöfte sowie des Kirchhofes zu setzen, wobei 125 Grenadiere, nachdem sämtliche Führer verwundet oder gefallen waren, in die Hände des Feindes fielen, darunter viele Schwerverwundete. Doch nach wenigen Stunden schon wurde der Feind, nachdem das wohlgezielte Feuer der bei Pont-Blon aufgefahrenen Korps-Artillerie ihm großen

Schaden zugefügt hatte, durch Teile der Regimenter Alexander und Franz in einem mit großer Hartnäckigkeit geführten Häuserkampfe aus den von ihm besetzten Gehöften wieder verjagt und mußte in völliger Auflösung auf der Pariser Straße nach Courneuve entfliehen. Freilich hatte auch dieses Mal der Sieg wieder manches Opfer gefordert. Die Verluste beliefen sich auch in diesem zweiten Gefecht von Le Bourget wieder auf 14 Offiziere und 400 Mann, doch waren sie gering im Vergleich zu dem dem Feinde zugefügten Schaden.

Gleichzeitig war das vom zweiten Bataillon des ersten Garderegiments zu Fuß und einer Füsilierkompagnie des dritten Garderegiments besetzte Dorf Stains von zahlreichen Infanteriemassen ernstlich bedroht, und wurde von den Forts Double Couronne und de l'Est mit einer Heftigkeit beschossen, die alles, was wir bis dahin in dieser Beziehung erlebt hatten, übertraf. Aber die im Vergleich zu der Stärke des Feindes sehr schwache Besatzung von Stains wies jeden Angriff mit gelassener Ruhe ab. Auch nicht ein Haus des Ortes kam in französische Hände. Die das Schloß von Stains besetzt haltenden Kompagnieen ließen den Feind auf 200 Schritt herankommen, und eröffneten dann unter lautem Hurrah! ein so vernichtendes Schnellfeuer, daß derselbe schleunigst Kehrt machte und in Unordnung zurückfloß. Hier war der Angriff auch mit verhältnismäßig sehr geringen Verlusten abgewiesen worden. Immerhin brachten aber auch diese Kämpfe gerade zum Weihnachtsfest neue Arbeit an den Krankenlagern der Verwundeten und an den Gräbern der Toten. Ich entfinne mich namentlich einer sehr ergreifenden Beerdigungsfeier, die ich am heiligen Abend in dem Garten einer bei Montmorency gelegenen Villa vollzog, wo die vierte Kompagnie des Garde-Jägerbataillons einen geliebten Kameraden, den am 21. bei Pierrefitte eine Granate getroffen hatte, bestattete. Der Kompagniechef Hauptmann von Jagow hatte die Leiche nach seinem Quartier bringen lassen und mich aufgefordert, sie kirchlich zu beerdigen. Die Kompagnie war vollzählig um das Grab versammelt, und ich hatte dadurch eine willkommene Gelegenheit, den grünen Jägern an dem mit Tannenreisern reich geschmückten Sarge eine stille Christfeier zu halten und ihnen am Grabe die Botschaft von der großen Freude, die allem Volke widerfahren ist, zu verkündigen.

Noch bis zum 24. Dezember mußten unsere braven Truppen fast unausgesetzt bei eisiger Kälte kampfbereit draußen stehen, auf den Vorposten einem anhaltenden Granatfeuer ausgesetzt, in den Verteidigungslinien

gegen den ausfallenden Feind kämpfend, und waren auch die Verluste nicht bedeutend, sie waren doch immer groß genug, um manchem das Herz noch schwerer zu machen beim Gedanken an die Lieben in der Heimat. Eine am 22. Dezember eintretende Sonnenfinsternis war ein entsprechendes Bild der Lage, in der uns das Weihnachtsfest antraf. Die Sonne schien wohl, aber sie war verdunkelt durch den darüber sich legenden Schatten. Die Weihnachtssonne leuchtete uns wohl auch im fernen Lande, doch die Schatten der Sorge und Trauer trübten diesmal ihren Glanz. Und doch erfüllte sich auch diesmal das Wort: „Am Abend soll es licht werden.“ In den Mittagsstunden des 24. Dezembers gestalteten sich die Verhältnisse friedlicher; die für den Fall eines abermaligen Ausfalls seit früh morgens bereit stehenden Truppen konnten ihre Quartiere beziehen und sich daran erinnern, daß zu Hause Weihnachtsabend sei. Auch hatten die meisten trotz der Unruhe der vorangegangenen Tage ihre Vorbereitungen getroffen, um wenigstens einen Christbaum anzuzünden, der sie an die heimische Feier erinnere. Wo nur in der Nähe des Rantonnements, in den Gärten oder Parks, welche die hier so zahlreichen Villen umgeben, eine Tanne stand, da war sie schon längst mit prüfendem Auge darauf angesehen worden, ob sie zum Christbaum taugte, und in den letzten Tagen vor dem Fest begegnete man keinem Wagen, der nicht mit kleineren oder größeren Bäumchen beladen war, als ob er vom heimischen Christmarkt käme. Und als der Abend herangebrochen war, da erhellte sich ein Fenster nach dem andern von den weihnachtlichen Kerzen, die entweder die Mutter aus der Heimat gesendet, oder der betriebame Marktender für schweres Geld geliefert hatte. In der Kirche unseres Stabsquartiers zu St. Brice prangte ein großer, mit sechszig Lichtern geschmückter Christbaum vor dem Hochaltar und als die Musik das „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ anstimmte, da war es wohl allen wie ein Gruß aus der Heimat. Als wir aus der Kirche in unsere Quartiere zurückkehrten, konnte man glauben, durch ein deutsches Dorf oder Städtchen zu gehen. Fast kein Haus, dessen Fenster nicht durch den Lichterglanz eines mehr oder minder geschmückten Christbaumes erhellt waren. Sogar die märkischen Waldteufel ließen hier und da ihr Summen ertönen und versetzten uns auf unsern Christmarkt. Nach dem Gottesdienste veranstaltete ich erst eine kleine Bescherung für meinen Küster und meine beiden Trainisoldaten, und dann war unser ganzer Divisionsstab zu einer gemeinsamen Weihnachtsfeier um einen reich geschmückten Baum versammelt, an dem auch für jeden kleine Gaben hingen, mit denen wir uns gegenseitig überraschten. Auch die

heimische Punschbowle fehlte uns nicht. In der Christnacht selbst erdröhnten freilich statt der Weihnachtsglocken wieder die feindlichen Geschütze, als wäre es besonders darauf abgesehen gewesen, den deutschen Soldaten die Weihnachtsfreude zu vergällen, aber sie vermochten doch das „Friede auf Erden“ nicht zu übertönen, das in den Herzen von der Christfeier her noch nachklang.

Für den ersten Weihnachtsfeiertag hatte ich für das dritte Garderegiment in Bonneuil und für ein Bataillon des ersten Garderegiments in Arnouville Gottesdienst angefragt. An dem ersteren Orte mußte er ausfallen, weil die Truppen alarmiert wurden. Es wurde wieder ein Angriff auf Le Bourget vermutet; doch war es diesmal blinder Lärm gewesen. In Arnouville fand der Gottesdienst statt, wenn er auch durch wiederholte Meldungen, die dem Regiments-Kommandeur gebracht wurden, gestört wurde. Trotz des recht ungemütlichen Aufenthaltes in der eiskalten Kirche, in der noch dazu die Mehrzahl der Zuhörer stehen mußte, folgten die Leute mit gespannter Aufmerksamkeit der Festpredigt, und man sah es ihnen an, wie wohl ihnen diese Erinnerung an die heimatliche Weihnachtsfreude that. Auch am zweiten Weihnachtsfeiertage war es mir vergönnt, zweimal Gottesdienst zu halten. Niemals wieder ist es mir so sehr eine Freude und auch eine persönliche Stärkung gewesen, die Weihnachtsbotschaft zu verkündigen, als an diesem Weihnachtsfeste, obwohl mir das eigene Herz schwer genug war, da mich die am Weihnachtsabend in meine Hände gelangten Briefe auf das nahe bevorstehende Ende meines Vaters vorbereiteten. Am dritten Feiertage erhielt ich dann gerade in der Stunde, wo seine irdische Hülle von meinen Geschwistern zur Ruhe geleitet wurde, die Nachricht, daß er schon am 22. Dezember heimgegangen war. Es war mir hinterher lieb, daß diese Trauerkunde nicht früher an mich gelangt war, und ich in ungestörter Freudigkeit die Festarbeit hatte thun können. Die dankbare Freude, die ich in den Augen unserer Soldaten lesen durfte, die sichtliche Stärkung und Erhebung, die ihnen die Weihnachtspredigt gewährte, erfüllte mich gerade in jenen Tagen mit ganz besonderem Danke gegen Gott, daß es mir gestattet war, mitten im Getümmel des Krieges die Botschaft des Friedens auszurichten.

Die beste Weihnachtsfreude für unsere Truppen und für uns alle war es aber, als am dritten Weihnachtsfeiertag unsere schweren Geschütze endlich, endlich ihre Stimme erhoben. Wie Musik klangen uns die ersten Schüsse, die von unserer Belagerungsartillerie auf den Mont Avron abgegeben

wurden. Der Feind hatte diesen kegelförmig vorspringenden Punkt, der gewissermaßen eine natürliche Festung bildete, Ende November besetzt, und von ihm aus unsere Vorpostenstellungen schwer belästigt. In den Ausfallskämpfen des Dezember, am 2. bei Bry und Champigny gegen Sachsen und Württemberger, am 21. bei Le Bourget gegen die Gardes hatte der Mont Avron bedeutsam mitgesprochen; die 76 weittragenden Geschütze, die auf ihm aufgepflanzt waren, mußten erst unschädlich gemacht werden, bevor von einem wirklichen Angriff auf die Forts von Nogent, Rozny und Noisy, denen dieses kegelförmig aufsteigende Plateau vorgelegen war, die Rede sein konnte. Ganz in der Stille und vom Feinde unbemerkt waren acht Batterien, von denen vier 24-Pfünder und vier 12-Pfünder waren, in Position gebracht worden, die nun am 27. Dezember um acht Uhr morgens mit rasender Gewalt und unerbittlicher Sicherheit ihre Geschosse auf das Plateau des Avron hinübersandten. Die Wirkung war eine so vollständige, daß nur eine einzige französische Batterie, von Marine-Soldaten bedient, den Tag über aushielt; alle andern waren gezwungen, nach den ersten Schüssen ihr Feuer einzustellen, weil unsere Batterien sie von drei Seiten her faßten. Die Franzosen suchten Schutz hinter ihren aufgeworfenen Brustwehren, viele auch in Kellern und Erdhöhlen. Dennoch mochten sich die Franzosen nicht entschließen, diese durch unsere Beschießung unhaltbar gewordene Stellung aufzugeben. In der folgenden Nacht wurden zwei Divisionen Infanterie auf die Höhe gezogen. Man glaubte vielleicht, daß von deutscher Seite ein Sturm auf die feindliche Stellung unternommen werden würde. Aber als statt dessen nur die Beschießung um so gründlicher fortgesetzt wurde, richteten die preußischen Geschosse unter den auf dem Plateau angesammelten Truppen die furchtbarsten Verheerungen an. Vergeblich eilte Trochu selbst herbei, lobte, sprach zu, ermutigte. Am Nachmittag des 28. Dezember mußte der Feind den Rückzug antreten, und am folgenden Tage wurde das von den Franzosen geräumte Plateau von sächsischen Truppen besetzt. Der Fall von Paris, der gerade einen Monat später erfolgte, war damit eingeleitet.

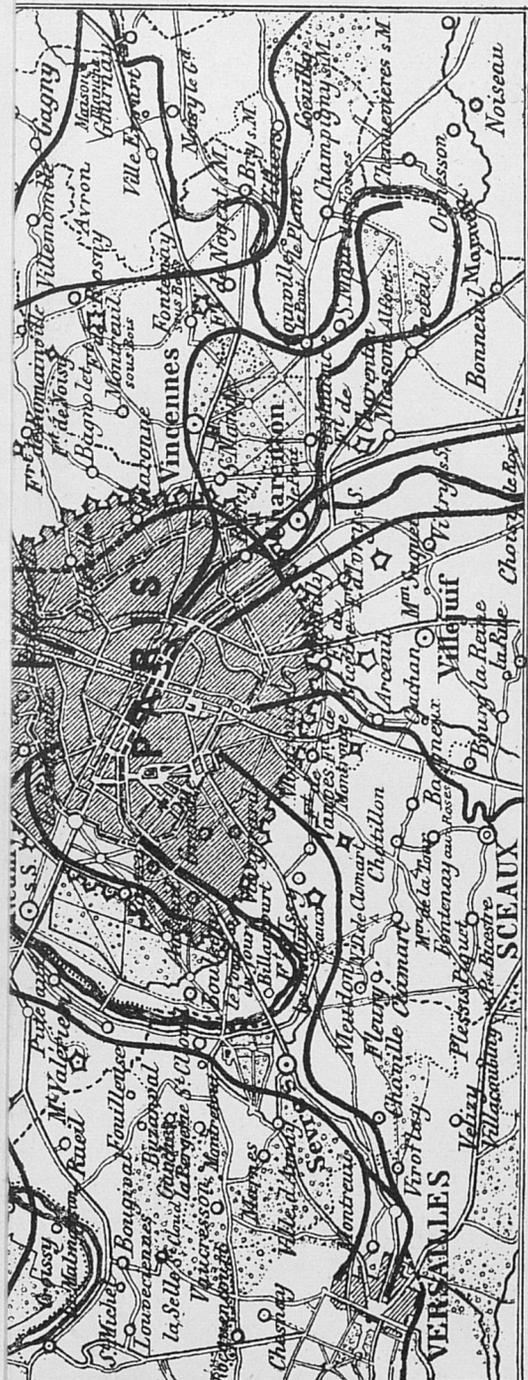
Der großartige Erfolg, von welchem schon diese erste mehr nebensächliche Beschießung begleitet war, die der späteren Hauptarbeit unserer Batterien voranging, wirkte auf die Bevölkerung der Hauptstadt ebenso niedererschlagend, wie sie unter den Belagerungstruppen überall neuen, fröhlichen Mut verbreitete. Die Lage änderte sich wie mit einem Schlage; alle in der Gegend des Mont Avron zwischen den Forts und unserer Zer-

nierungslinie angelegten Schanzen und Erdwerke, sowie die bis dahin noch von den Franzosen unter dem Schutze der Forts besetzt gehaltenen Ortschaften waren verlassen und der Feind zog sich überall hinter die Wälle der Forts zurück.

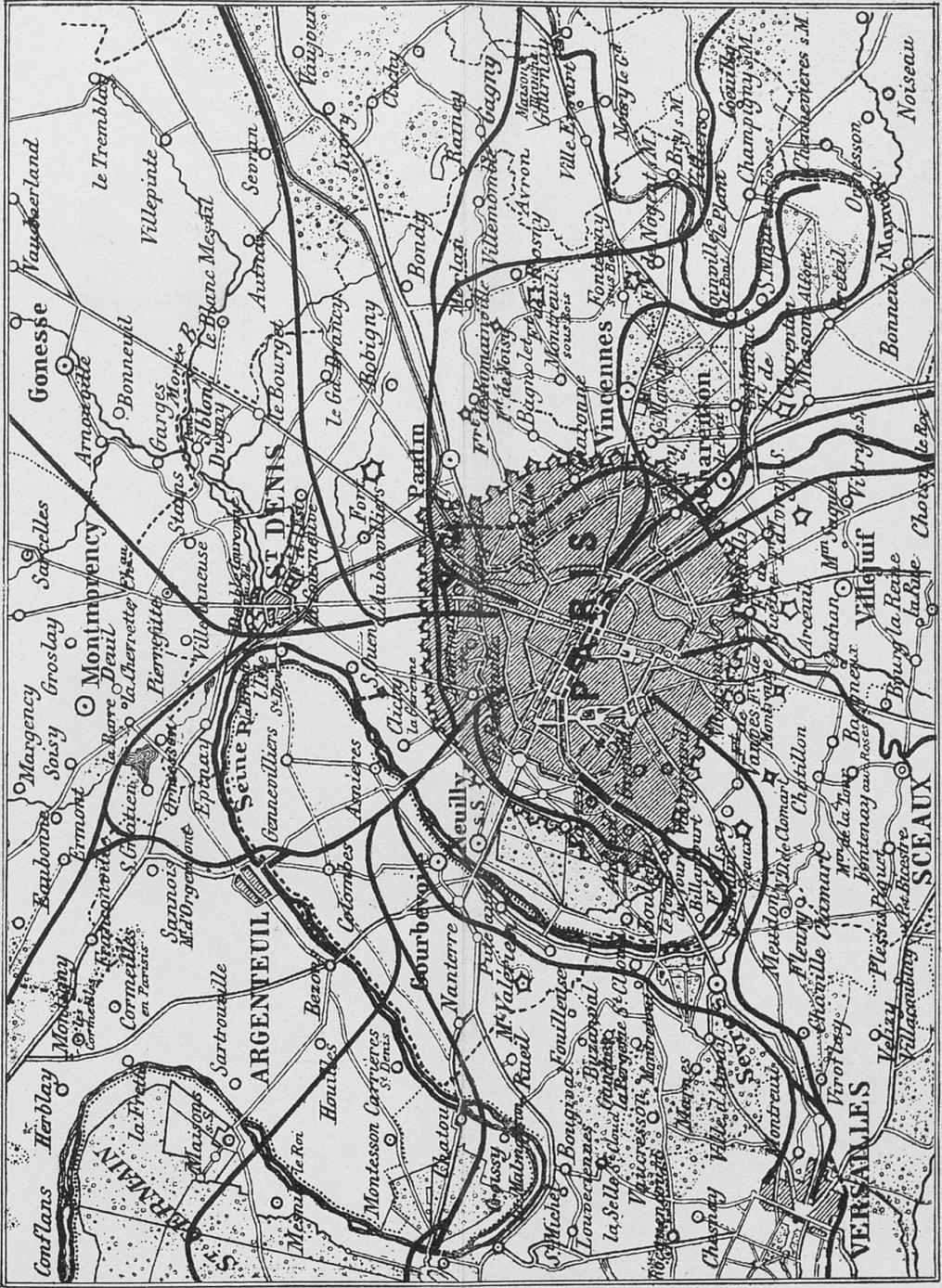
Am letzten Tage des scheidenden Jahres begann dann auch die Beschießung der Ost-Forts Nogent, Rosny und Noisy. Eine preussische Kugel schlug zum Neujahrsgruß in die über dem Haupteingang des Fort Nogent angebrachte Uhr gerade in dem Augenblicke ein, als dieselbe die letzte Sekunde des alten Jahres zeigte. Rosny und Noisy stellten bereits am 1. Januar ihr Feuer ein, und am 2. antwortete auch Nogent nur noch schwach. Am 5. Januar begannen auch die im Süden errichteten Batterien ihre Arbeit, und allerwärts fühlten sich die Gemüter wie von einem Alp befreit, als auch auf dieser Seite ein Fort nach dem andern zum Schweigen gebracht war, und der eiserne Gürtel unserer schweren Geschütze sich immer enger um die Stadt schloß, als der Feind, der mit seinen gegen unsere Vorpostenstellung geschleuderten Granaten so manchen Tag und so manche Nacht so verschwenderisch gewesen war, nun auch von den unsrigen erreicht wurde. Das von manchen Seiten aufgerufene Mitleid mit den „unschuldigen und friedlichen“ Bewohnern von Paris, mit Kindern, Greisen und Frauen, die hier und da unter dem Bombardement zu leiden hatten, deren manche von den Granaten unserer Batterien getötet wurden, war doch wahrlich da sehr übel angebracht, wo Tausende von Kindern und Frauen in der Heimat täglich auf den Verlust ihrer Väter und Gatten gefaßt sein mußten, Tausende denselben schon erlitten hatten. Für die falsche Sentimentalität und Humanität, die sich in einzelnen auf das Bombardement von Paris bezüglichen Kundgebungen breit gemacht hat, hatten unsere Soldaten bei aller ihnen sonst eigenen Gutmütigkeit mit Recht kein Verständnis. Ich habe sie nie vergnügter gesehen, als in den ersten Tagen des endlich auch bei uns beginnenden Bombardements, wo sie auf den längst ersehnten Donner unserer Geschütze begierig lauschten. Überall sah man fröhliche Gruppen, und jeder aus den Batterien aufblitzende Schuß wurde mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt.

An einem besonders klaren, sonnenhellen Tage des Januar war es mir vergönnt, in Begleitung des freundlichen Premierlieutenant von Puttkamer, der mir früher schon bei gelegentlichen Besuchen der Vorposten ein belehrender und unterhaltender Führer gewesen war, das Schießen unserer Batterien aus unmittelbarer Nähe zu beobachten. Zwar war es kein ganz gefahrloser Gang,

denn die von den Forts Double Couronne und la Briche auf unsere Batterien gerichteten Granaten schlugen wiederholt in unserer Nähe ein, aber derselbe ist mir unvergeßlich durch die freudige Bewegung, die sich auf allen Gesichtern spiegelte und in allen Worten kundgab. Noch wenige Tage zuvor war ein von unserer Vorpostenstellung ganz nahe gelegenes Gehöft, das sogenannte Schloß Villetanneuse, welches der Feind in eine kleine Festung verwandelt hatte, ein besonders gefährlicher Punkt gewesen; mancher Grenadier war auf der Feldwache durch eine von dort entsandte und wohlgezielte Kugel verwundet worden. Nun waren die mit Schießscharten versehenen Gebäude vom Feinde verlassen, und auf dem Kirchhof von Villetanneuse, hinter dessen Mauern der Feind so oft unseren Vorposten aufgelauert hatte, standen unsere Garde-Füsilier munter plaudernd und gemüthlich rauchend und beobachteten das Feuer der links und rechts davon errichteten Belagerungsbatterien, welche die Wälle der vor uns liegenden Forts wirksam bearbeiteten. Alle Mühen und Beschwerden der vorangegangenen Monate schienen mit einem Male vergessen zu sein über dem behaglichen Gefühle verhältnißmäßiger Sicherheit, das mit dem Beginn des Bombardements über alle gekommen war. Man sah doch nun das Ende vor Augen, denn von Tage zu Tage mehrten sich die Anzeichen, daß die Widerstandskraft der so lange trogenden Hauptstadt bald gebrochen sei.



Karte der Umgegend von Paris.



Karte der Umgegend von Paris.

